

# BIOGRAFIE UND SPRACHE

WOLF-ULRICH KLÜNKER

Eigentlich stimmt die Rubrik „Am Schreibtisch“ für mich nicht. Denn ich schreibe nicht, sondern ich diktiere. Auf ein kleines Bandgerät, mit allen Satzzeichen; den vollständigen Text. Nach dem ersten Computerausdruck wird kaum etwas verändert, wenig korrigiert. Wenn ich gerade einmal wieder dabei war, einen längeren Text zu diktieren, musste ich bei Vorträgen oder in Seminaren früher manchmal aufpassen, dass ich beim Reden nicht die Satzzeichen mitspreche – so hatte ich mich an das Diktieren gewöhnt.

Eigentlich habe ich nie ein Konzept zum Schreiben, nur eine stichwortartige Gliederung, vielleicht einige inhaltliche Gedächtnisstützen. Aber auch dieses handschriftliche Gerüst nur, um es beim Diktieren zu überwinden. Denn beim Sprechen in das Gerät entwickelt sich etwas: ich komme in den Inhalt hinein, der Inhalt kommt in mich hinein, und es findet so etwas wie eine gegenseitige Anverwandlung statt. Dieser Vorgang ist durch ein Konzept nicht vorwegzunehmen. Natürlich kann die gegenseitige Anverwandlung zwischen Thema und Ich nur stattfinden, wenn ich mich vorher lange mit der Materie beschäftigt habe – das ist normalerweise keine Automatik und keine Eingebung, obwohl es letztere manchmal auch geben kann.

Eigentlich habe ich keine Sprache, keine Schriftsprache. Sondern ich schreibe aus der Sprachlosigkeit, aus dem Sprachzerfall heraus. Für das, was ich sagen will, bin ich zunächst sprachlos. Woran ich mich durch Universität und Wissenschaft gewöhnt hatte, war eine tote Sprache. Die Berührung mit dem Thema führt mich (wenn es gut geht) zu einer neuen Sprache. Ich überwinde den Zustand, dass ich nichts sagen kann – oder dass das, was ich sagen will, im geschriebenen Wort gestorben erscheint. Es ist klar, dass solch eine Überwindung nicht immer gelingt. Wenn sie gelingt, hat die Berührung mit einem wahren Begriff oder Begriffszusammenhang stattgefunden: der Begriff hat in mir geistig-seelisches Leben entzündet, und ich kann ihm so in der Sprache einen möglichst geist-lebendigen Ausdruck verleihen. Der Neuaufbau der Sprache ist letztlich die Berührung mit einer geistigen Begriffsebene, die im Autor menschliche Form annehmen kann.

Eigentlich kann ich nichts Altes schreiben, nichts was ich schon weiß. Wenn ich etwas schreibe bzw. diktiere, was mir schon bekannt ist, bleibt immer ein merkwürdig ausgehöhltes Gefühl; wenn aber beim Diktieren etwas entsteht, wodurch ich selbst weiterkomme, fühle ich mich hinterher befriedigt. Nur dieses Neue kann ich im Grunde mitteilen. Es wäre auch nicht möglich, auf eine bestimmte Wirkung oder ein bestimmtes Publikum hin zu schreiben. Das würde einen genauso festlegen, wie wenn das bereits Bekannte, Sichere aufgeschrieben würde. So ist Schreiben eigentlich Entwicklung; natürlich mit der Gefahr (oder besser vielleicht Chance), dass das Gesagte sich stark verändern wird, später eine andere Gestalt, einen anderen Zusammenhang annehmen muss.

Oft habe ich mich gefragt, was heißt eigentlich „wissenschaftlich“ für eine anthroposophische Darstellung. Was heißt „Wissenschaft“ in einem geistigen Themenbereich, wenn es beispielsweise um Engel geht? Ich glaube, dass Wissenschaft dann vorliegt, wenn ich selbst in meinen Gedanken, in meinen Einfällen zu jeder Zeit als ganzer Mensch dabei bin; wenn ich vollständig als ganzer Mensch verantworten kann, was ich sage; wenn ich mich schließlich und endlich auf keine Autorität abstütze, sondern durch andere nur erläutere, nicht aber

belege, was ich selbst sagen will. Ich kann mich von Anderen, auch von Autoritäten nur anregen lassen, ich kann mich nicht wirklich auf sie beziehen. Sonst könnte ich nicht selbst verantworten, was ich sage, sonst könnte ich nicht bis in das eigene Lebensgefühl hinein dabeibleiben. „Wissenschaft“ heißt dann, die geistige Verantwortung zu übernehmen – alles überprüft und herangezogen zu haben, soweit es mir jetzt möglich ist; „Wissenschaft“ heißt dann aber auch, dass ich seelisch und in der Empfindung und somit als ganzer Mensch zu dem stehen kann, worum es mir geht. Und zu dem Dabeisein muss ein längeres Dabeibleiben kommen, nämlich die spätere Beobachtung: Welche Rückwirkung hat das Geschriebene auf mich? Später, wenn ich nicht mehr schreibe: am nächsten Tag, in der nächsten Woche, im nächsten Jahr. Was hat es aus mir gemacht? Wie wirkt es auf mich, jenseits der aktuellen Anstrengung beim Diktieren, jenseits des vielleicht enthusiastischen Einfalls? Wie kann ich mit dem verbunden bleiben, was ich produziert habe; wie verbindet es sich mit mir?

Im Laufe der Jahre habe ich eine interessante Erfahrung gemacht. Je mehr ich geschrieben habe, desto langsamer (und quantitativ weniger) kann ich anderes lesen. Jedenfalls muss ich mich so darauf konzentrieren, dass ich zumindest ansatzweise in den inneren Schaffensvorgang des Verfassers hineinkommen kann. Ich kann einen Text nicht einfach als Reproduktion eines Inhalts ansehen. Würde ich einen Text in dieser Weise lesen, so könnte er mich nicht wirklich interessieren, und er würde mich von mir selbst entfernen. Kann ich aber irgendwie an den schaffenden Begriff des Verfassers anschließen, dann bin ich selber nicht nur gedankliches Abbild des Textes, dann bin ich selber nicht nur reproduktiv, sondern produktiv. Und dann ermüdet das Lesen nicht, sondern es baut auf; dann führt es mich nicht von mir weg, sondern hilft mir, seelisch und geistig zu wachsen. – Allerdings gibt es dann auch manchmal die Erfahrung, dass eine solche innere Verbindung nicht mit allen Büchern oder Aufsätzen möglich ist.

Überhaupt ist es lohnend, darauf zu achten, wie ich mich durch das Schreiben und Lesen selbst verändert habe. Wie der jahre- und jahrzehntelanger Prozess des Schreibens mit dem eigenen Lebensprozess zusammenhängt. Mit anderen Worten: wie sich das Schreiben auf die eigene Biographie auswirkt. Das betrifft nicht nur das Schreiben von Büchern und Aufsätzen, sondern auch von Briefen; ja sogar die Entwicklung der eigenen Handschrift. Man findet hier eine Art Verobjektivierung, aber auch Impulsierung des eigenen Seelenlebens. Entwicklung des Schreibens und Entwicklung des eigenen Lebens hängen auf merkwürdige Weise zusammen. Das Schreiben kann vielleicht sogar allmählich zu einer geistigen Instanz in der eigenen Seele werden; und da zeigt sich, wie sehr dieses Geistige mit dem Ich, mit der Individualität verbunden ist. Das geistig ernstgemeinte Wort, geschrieben oder gesprochen, hat eine Kraft. In ihm wird ein Begriff, eine Idee, ein geistiger Zusammenhang individuell; andererseits wird das Ich, die Individualität, im ernstgemeinten Wort geistig. Darin liegt auch eine Heilungskraft des Wortes; sie wirkt in der Biographie des Schreibers, sie kann aber von dort aus auch auf den Leser wirken: die Kraft des Wortes, in dem sich Begriff und Ich, Seele und Geist, Lebensintention und Gestaltung verbinden. Das ist vielleicht ein hohes und kaum erreichbares Ideal, aber man kann sich ihm annähern, wenn das Automatische und Selbstverständliche im Sprechen und Schreiben zurücktritt; wenn eine Formkraft aus dem Ich wirkt, eine Gestaltung, die wiederum auf das Ich formend, individualisierend zurückwirkt: mit der eigenen geistigen Individualität verbindend. Ziel könnte es sein, dass eine solche geistige Selbstentwicklungs- und Selbstheilungs-Kraft des Autors auf den Leser übergehen kann – durch aktives, geistig interessiertes, nicht selbstverständliches Lesen.